Der absurde Mensch

Er war ein Mensch,

der schon in jungen Jahren den Atem der Welt hörte. Nicht den lauten, sondern den uralten, der in jedem Stein wohnt, in jedem Tropfen Wasser, in jeder Wurzel, die sich durch dunkle Erde windet.

Er sah, wie alles Werden zugleich ein Vergehen ist. Er sah es im welken Blatt, das der Herbstwind über die Wege trug, als wäre es ein letzter Gruß des Sommers. Er sah es in den Gesichtern der Alten, in den stillen Tieren, die am Wegesrand lagen, in den Pflanzen, die sich dem Frost beugten.

Er wusste: Die Welt ist ein großes Rad, und alles, was lebt, dreht sich nur eine Weile mit.

Die große Feuerblüte

Dann kam die Stunde, in der sein Werk – Bilder, so klar wie Bergquellen, so fein wie das Gefieder eines Schwans – in die Ferne getragen wurde.

Es war, als hätte ein Stern seine ganze Kraft in einem einzigen Augenblick entfesselt.

Russland sah seine Werke, Frankreich sah sie, Spanien sah sie. Und die Welt staunte.

Ein stiller Wanderer wurde zu einem Ruf, der über Länder strich wie ein leuchtender Komet.

Es war seine **Feuerblüte**, sein Aufstrahlen, sein großer Augenblick, in dem die Welt für einen Herzschlag heller wurde.

Doch kein Feuer brennt ewig. Und kein Mensch kann auf Dauer von Schönheit allein bestehen.

Die Welt verlangt immer neue Funken, immer neue Wunder. Bleiben sie aus, so wendet sie sich ab wie ein müder König, der genug gesehen hat.

So begann der **zweite Tod**: das langsame Versinken in der Stille der Zeit.

Die Feuerblüte verging. Zurück blieb ein **weißer Sternrest**, klein, kühl, ein ferner Punkt im weiten Himmelsraum.

Er war noch da, doch sein Glanz war leiser geworden. Er leuchtete, aber niemand hob mehr den Blick.

Doch der Namenlose hatte das Gesetz der Welt schon lange erkannt. Er wusste, dass alles vergeht – Menschen, Tiere, Pflanzen, Städte, Reiche, selbst die Sterne.

Er hatte es gesehen in den Rissen der Felsen, in den Flüssen, die niemals dieselbe Gestalt tragen, in den Bäumen, deren Wurzeln sich durch bröckelnde Erde tasten.

Und dennoch – er beugt sich nicht.

Er kämpft. Nicht mit Waffen, nicht mit Zorn, sondern mit dem, was er hat: seinem Blick, seinem Werk, seinem inneren Feuer.

Es ist ein Kampf gegen das große Vergessen, gegen das langsame Versinken in der Tiefe der Zeit.

Ein Kampf, wie ihn einst Helden führten gegen Drachen aus Stein und Sturm. Nur dass sein Drache aus Jahren besteht, aus Schweigen, aus dem riesigen Atem der Welt.

Und so erhebt sich sein Lied, ein Schwanengesang, wie ihn ein alter Meister in einer Winternacht hätte schreiben können.

Ein Lied, das nicht um Gnade bittet, sondern um Wahrheit. Ein Lied, das weiß, dass jedes Leben nur ein Funke ist im großen Atem des Himmels.

Vielleicht ist er heute nur noch ein weißer Sternrest, ein leiser Glanz am Rand der Welt.

Doch sein Licht reist weiter. Weiter als jeder Schritt, weiter als jedes Wort, weiter als jedes Leben.

Solange ein einziger Mensch seine Bilder sieht, solange ein einziger Blick ihn erkennt, solange kämpft er weiter gegen den zweiten Tod.

Nicht um zu herrschen. Nicht um zu siegen. Sondern um Spuren zu hinterlassen

-

Der Leise

In jenem weiten Reich, das kein Ende kennt und in dem die Namen der Sterblichen wie Sand verweht werden, lebte ein Mann, dessen Stimme kaum die Luft bewegte. Man nannte ihn den Leisen, doch selbst dieser Name war wie ein dünnes Gewand, das ihn nicht vor dem Vergessen schützte.

Er trug einen der gewöhnlichsten Namen dieser Welt, und gerade dieser Name legte sich wie ein Mantel über ihn, so leicht, dass niemand ihn sah. Andere, die denselben Namen führten, standen hoch auf Stufen aus Ruf und Glanz: der eine sang, der andere prahlte mit Titeln, der dritte hob Gold wie eine Fahne des Sieges. Und er, der Leise, blieb tief unten, als läge eine ganze Welt der Bedeutenden über ihm. Ein verlorener Name unter vielen.

In seinem stillen Gemach saß er Tag um Tag. Er schuf Bilder von schneidender Klarheit, so rein, dass sie die Seele trafen. Er baute Welten aus Figuren, zart wie Atem, schwer wie Schicksal. Er schrieb seine Wunden nieder, Zeile um Zeile, als wolle er der Zeit ein Werk geben, das nicht vergeht.

Kein Ruf begleitete ihn. Kein Jubel hob ihn empor. Kein Auge suchte sein Antlitz. Nur die Stille war bei ihm, und die Stille kennt kein Lob.

Doch draußen zogen die Lauten vorüber. Sie riefen ihre Namen in die Welt, als wollten sie die Säle selbst erzittern lassen. Sie kauften sich Beifall, sie kauften sich Sichtbarkeit, sie kauften sich den flüchtigen Augenblick. Mit Farben im Gesicht tanzten sie auf den Brettern der Aufmerksamkeit, und für eine kurze, gleißende Zeit gehörte ihnen die ganze Erde.

Der Leise sah es. Er sah, wie sie ihn überrannten, wie sie ihn überstrahlten, wie sein Name im Lärm versank. Doch er beugte sich nicht. Mit ruhiger, beinahe heiliger Beharrlichkeit setzte er Strich um Strich, Wort um Wort, Zug um Zug.

Diese Geschichte ist uralt.

Sie wurde unzählige Male gelebt.

Der Maler, dessen Werk erst nach seinem Tod erwachte.

Der Dichter, der in Armut starb, während die Höflinge im Glanz standen. Der Denker, dessen Wahrheit erst spät gehört wurde. Immer dieselbe bittere Wahrheit: Die Stunde der Lebenden gehört den Lauten. Die Ewigkeit aber gehört den Leisen.

Noch heute sucht man den Leisen fast vergeblich. Noch heute drängen sich die anderen vor, laut, glänzend, sicher wie Sieger. Die Welt der Blicke lacht über ihn, denn sie kennt nur den Augenblick, nur das Gold, nur die Macht des Jetzt.

Doch die Zeit, die große, kalte, gerechte Zeit, hat längst begonnen, für ihn zu sprechen. Sie spricht leise, doch ihre Stimme trägt weiter als jedes Horn der Gegenwart.

Und eines Tages, wenn die Schreie der Lauten in den Grund des Vergessens gefallen sind, wenn ihre Namen wie leere Hüllen daliegen, wird jemand den Leisen finden.

Jemand wird seine Bilder betrachten, seine Worte lesen, seine stillen Werke berühren – und in diesem Augenblick wird er da sein, ganz, lebendig, tief.

Dann wird offenbar, was immer galt: Die Lautesten sterben zuerst im Gedächtnis der Welt. Die Leisesten aber bleiben.

Peter Krug, Hallein